№ 207. Sonntag, den 3. September 1899. 26. Jahrgang.

Erscheint wöchentlich 6 mal Abends.
Bezugspreis für Thorn bei Abholung in der Geschäftsstelle, Brückenstraße 34, in den Ausgabestellen und bei allen Reichs-Postanstalten 1,50 Mark vierteljährlich, 50 Pf. monatlich, in's Haus gebracht 2 Mark.

Thorner Ostdeutsche Zeitung.

Anzeigengebühr
die 6gesp. Kleinzeile oder deren Raum 10 Pf., an bevorzugt. Stelle (unter dem Strich) die Zeile 30 Pf. **Anzeigen-Annahme:** in der Geschäftsstelle, Brückenstr. 34, für die Abends erscheinende Nummer **bis 2 Uhr Nachm.** Auswärts: Sämmtl. Zeitungen u. Anzeigen-Annahme-Geschäfte.

Schriftleitung: Brückenstraße 34, 1 Treppe.
Sprechzeit: 10—11 Uhr Vormittags und 3—4 Uhr Nachmittags.

Zweites Blatt.

Geschäftsstelle: Brückenstraße 34, Laden.
Geöffnet von Morgens 8 Uhr bis Abends 8 Uhr.

Ausland.

Oesterreich-Ungarn.

Der „Neuen Freien Presse“ zufolge hat der frühere Präsident des Abgeordnetenhauses Freiherr von Chlumecky in seiner Audienz beim Kaiser in Ischl den Auftrag erhalten, die Vornahme der Delegationswahlen im Reichsrath, welche die deutschen Oppositionsparteien durch Obstruktion verhindern wollen, noch in diesem Herbst möglich zu machen, damit die Delegationen vor dem Jahresende zusammentreten können. Chlumecky soll zu diesem Zweck mit dem verfassungstreuen Großgrundbesitz und mit den gemäßigten Elementen der deutschen Fortschrittspartei in Verhandlungen treten. — Der Wiener Korrespondent des „B. T.“ will „von gut eingeweihter Stelle“ die bestimmte Versicherung erhalten haben, daß die Aufhebung der Sprachenverordnungen in Böhmen ernstlich geplant sei. Chlumecky ist angeblich der „kommende Mann“, der beim Wiederzusammentritt des Reichsraths Ende September oder Anfang Oktober dazu ausersehen ist, den Staatskarren aus dem Sumpf, in dem er steckt, herauszuholen.

Die „Nar. List.“ bestätigen die Meldung von der Aufhebung der Sprachenverordnung und drohen mit Obstruktion der Jungtschechen. Im Kreise der deutschen Großgrundbesitzer hat bereits eine Berathung stattgefunden, in welcher Weise die verfassungsmäßige Vollziehung der Wahl in die Delegationen zu ermöglichen wäre. Die Verhandlungen dürften nicht auf diesen Punkt beschränkt bleiben, sondern eventuell, wenn sie erfolgreich sind, Veränderungen in der Regierung zur Folge haben. Man glaubt, daß das Ministerium Thun noch vor Ende September demissioniren werde.

Frankreich.

Die Belagerungskomödie mit der „Festung Guerin“ in der Rue Chabrol zu Paris nimmt immer groteskere Formen an. Es heißt jetzt, man wolle den Versuch machen, Guerin mit Hilfe des Wassers aus seiner Burg zu vertreiben. Dem „Matin“ zufolge soll das folgendermaßen geschehen: Zunächst werden dem Fort alle Abflußrohre gesperrt, damit Niemand entwischen kann. Mittels einer Dynamitpatrone werden sodann die Wasserrohre unter dem Hause gesprengt, so daß das ganze Erdgeschoß unter Wasser kommt. Von den benachbarten Dächern aus richten Feuerwehrleute ihre Spritzen auf die der Flut Entfliehenden. Man wäre so schon längst vorgegangen, doch hatte die Gemeindeverwaltung bisher das Wasser zu solchem Zweck nicht hergeben wollen. Für Guerin war am Donnerstag eine Kiste lebender Enten eingelaufen. Die Polizei faßte die Sendung ab, gestattete Guerin dagegen, zwölf Packete Chinin für seine Fieberkranken zu beziehen. In der Rue Chabrol ging es recht lebhaft zu, Feuerwehrleute und andere Wassermänner liefen in Menge umher, so daß man glaubte, der Wassersturm auf die Festung werde bald losgehen.

Zu dem französischen Kolonialskandal ist nach dem „Siecle“ dem Kolonialminister Decrais eine Depesche zugegangen, die den Drohbrief des Hauptmanns Voulet an den Oberstleutnant Klobb vollinhaltlich wiedergiebt. Dieser Brief soll in jeder Beziehung ganz abscheulich sein und an der Schuld Voulets und seiner Kameraden, welche die Familien dieser Offiziere mit Hilfe der Nationalisten zu vertuschen suchen, keinen Zweifel lassen. Der „Siecle“ dringt darauf, daß dieser Brief veröffentlicht werde und das Land die Wahrheit über das grausame Drama erfährt. Einer Zuschrift an die „Debats“ zufolge ist dagegen der Mord im Sudan nur Voulet zuzuschreiben. Die zurückgekehrten Eingeborenen sagen sämmtlich in diesem Sinne aus. Chanoine habe im kritischen Augenblick eine andere Abtheilung befehligt. Zwischen Klobb und Voulet soll persönliche Feindschaft bestanden haben.

Der „Matin“ veröffentlicht nach Dokumenten aus dem Kolonialministerium Einzelheiten über die Grausamkeiten, die sich die Mission Voulet-Chanoine hat zu Schulden kommen lassen. Am 8. Januar wurde ein Eingeborener, der erklärte, den Weg nach dem Osten nicht zu kennen, auf Befehl Voulets enthauptet. An demselben Tage ließ Voulet 20 eingeborene Frauen mit ihren Kindern, darunter Säuglinge, durch Lanzenstiche niedermachen; er wollte ein „Exempel“ statuiren. Ferner schoß Voulet einem Schützen, weil er mit seiner Munition verschwenderisch umgegangen war, eine Kugel in den Kopf. Um dieselbe Zeit brannte die Mission eine Stadt von 10 000 Einwohnern nieder, die einen Handelsmittelpunkt bildete. Ferner wurden zwei Träger, die, weil sie nur mit Lanzen bewaffnet waren, nicht gewagt hatten, Eingeborene, die mit Pfeilen bewaffnet waren, zu verfolgen, auf Befehl Chanoine's ohne Urtheil erschossen. Andere Blätter berichten, Voulet und Chanoine hätten sich die Hände der niedergemachten Eingeborenen bringen lassen, um die Zahl derselben festzustellen.

Dänemark.

Die dänische Arbeitersperre ist beendet. Am Freitag ist in Kopenhagen der Ausgleich zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern unterzeichnet worden.

Das Befinden des Königs von Dänemark soll nach Kopenhagener Blättern in letzter Zeit zu Besorgnissen Anlaß geben.

Südafrika.

Präsident Krüger berief den Raad zu einer geheimen Sitzung für Donnerstag Abend, um über Chamberlains letzte Depesche zu berathen. Staatssekretär Reitz besprach die Vorschläge Transvaals, welche Chamberlain in nicht formeller Form durch den britischen Agenten mitgetheilt worden. Chamberlains Antwort habe den Inhalt gehabt, daß, falls Transvaal solche Vorschläge mache, wie sie ihm mitgetheilt worden sein, dieselben ihrem Werthe gemäß erwogen werden würden.

Inzwischen haben die portugiesischen Behörden an der Delagoabai auf Befehl aus Lissabon ihre burenfeindliche Haltung ändern müssen. Sie haben aus Lissabon die Weisung erhalten, die beschlagnahmte Munition nach Transvaal durchzulassen. Ein deutscher Dampfer ist mit einer großen Ladung von Gewehren und Schießbedarf von Hamburg in Lourenco-Marques eingetroffen.

Ein biederer Landesvater.

Aus dem Leben des großen Chemikers Bunsen wird dem „Berl. Tagebl.“ eine Begebenheit mitgetheilt, diesich vor etwa 60 Jahren zutrug und die charakteristisch für jene Zeit und althessische Verhältnisse ist.

Als Bunsen damals in Marburg lehrte, plante er seine Reise nach Island, welche dann so wichtige wissenschaftliche Ergebnisse gezeitigt hat. Als alle Vorbereitungen dazu getroffen waren, galt es noch, ein ernstes Hinderniß zu überwinden: Für die Vornahme dieser längere Zeit in Anspruch nehmenden Reise bedurfte der Universitätslehrer eines Urlaubes seitens des Ministers. Im Hessenlande hätte aber damals kein Minister es wagen dürfen, selbst in einer so geringfügigen Sache eine Entscheidung zu treffen, ohne sich vorher der Einwilligung des Landesherrn, des damaligen Kurprinzenmitregenten Friedrich Wilhelm versichert zu haben. Ob die zu erlangen sein würde, erschien sehr zweifelhaft, denn es war allbekannt, daß der hohe Herr sehr oft die an ihn gelangenden Angelegenheiten in der unerwartetsten Weise entschied, so daß man für seine Entschließungen keinen anderen Grund ausfindig machen konnte, als den: Car tel est notre plaisir! Selbst Diejenigen, welchen sich sonst die fürstliche Gunst zuwandte, waren vor solchen unliebsamen Ueberraschungen nicht sicher. Eine andere ebenso allgemein bekannte Eigenschaft des Fürsten war die, daß er jede Einwirkung fern zu halten, ja selbst den leisesten Schein einer auf ihn geübten Beeinflussung zu meiden suchte. Ein besonderes Vergnügen bereitete es diesem Staatsoberhaupt, wenn er einen Wunsch versagen, einem Beamten eine Unannehmlichkeit bereiten, gerade das anordnen konnte, was dem Betreffenden nachtheilig sein konnte. So war es in Kassel bekannt, daß es für einen Beamten der sicherste Weg war, alsbald versetzt zu werden, wenn er sich ankaufte oder anbaute. Das war in Kurhessen allgemein bekannt; man fing den Regenten, indem man sich den Anschein gab, gerade das Entgegengesetzte von dem zu wünschen, was man erstrebte.

Ein Vetter des Professors Bunsen, gleichen Namens, war zu jener Zeit Leibmedikus des Kurprinzen und hatte Grund, des Wohlwollens des hohen Herrn sich versichert zu halten. Es waren zu jener Zeit gerade zwei der jungen Prinzen von Hanau von einer Kinderkrankheit rasch und glücklich genesen. Der Kurprinz, welcher stets ein zärtlicher Familienvater gewesen, war über den glücklichen Ausgang der Krankheit seiner Lieblinge sehr erfreut und sprach dem Leibarzte seine lebhafte Anerkennung für dessen Sorgfalt und Geschicklichkeit aus.

Feuilleton.

Gesühnte Schuld.

Roman von **Alexander Römer.**

(Nachdruck verboten.)

19.) (Fortsetzung.)

Langsam fuhr jetzt der Wagen bergan durch die breite, schon von einem kunstvollen Eisengitter eingefriedigte Parkstraße. Die hohen Buchen bildeten ein gewölbtes Laubdach über ihrem Kopf, der kurzgeschorene, saftgrüne Rasen leuchtete unter den Sonnenstrahlen, in die friedliche Morgenstille tönte von fern her das Plätschern eines Springbrunnens und das lustige Gezwitscher der kleinen Singvögel. Leise knirschten die Wagenräder auf dem Kies, sie bogen um eine Ecke und vor ihnen lag das Schloß, ein alter, imposanter Bau, grau, massiv, mit dicken Thürmen und einem Zinnenkranz. Im Halbkreis führten breite Sandsteinstufen zur Terrasse hinauf, das Terrain unten war zu Gartenanlagen benützt, geschmackvoll arrangirte Teppichbeete, ein reicher Blumenflor breitete sich hier aus, alles in üppiger Fülle, in breiten Raumverhältnissen angelegt.

Mathilde musterte die Umgebung mit scharfem Auge. Da mußte es sein — diese Hängebirke, sie erkannte sie, an ihren Stamm gelehnt, um sich in ihrem schwindelnden Entsetzen zu halten, hatte sie dagestanden und hinüber geschaut.

Was heute in buntem Blumenflor prangte, war damals Rasen, noch winterlich kahl, und auf jenem Kiesweg unterhalb der Terrasse standen die beiden. Ihr Herz that einen schnellen Schlag — jener Tag und heute!

Sie raffte sich zusammen und sprach jetzt auch eifrig, sie fragte nach diesem und jenem, nach dem Alter des Schlosses und seiner Geschichte. Hertha, welche sie scharf beobachtete, dachte bei sich, wäre es möglich, daß ich mich dennoch irrte? Oder sie ist Meisterin in der Verstellungskunst.

Albert war nicht anwesend, das wußte Mathilde durch Hertha, sie hatte also zunächst nur die Vorstellung bei dem Herrn des Schlosses zu überstehen, heute in anderer Form, als damals geplant war. Ein seltsames Lächeln glitt über ihr Gesicht, als sie sich ihre Vorbereitungen darauf vergegenwärtigte, welche sie während ihrer Wartezeit unten in der Schenke beschäftigt hatten.

Jetzt empfing ihre mit einem frühern Zuge eingetroffene Zofe sie in den für sie bestimmten Gemächern. Es war schon ausgepackt worden, und sie ging sofort daran, sich vom Reisestaub zu säubern und Toilette zu machen. Das theegrüne Seidenkleid, in Paris gefertigt, hob ihren wundervollen Wuchs vortheilhaft hervor, das üppige Goldhaar von köstlich goldigem Glanz wurde einfach arrangiert, und so stand sie nach kurzer Weile oben vor dem alten Herrn, der sie auf's verbindlichste begrüßte.

Sie war leicht erröthet und sah blendend aus. Sogar der für Frauenschöne so Unempfindliche, der alte Hagestolz, war überrascht, und das spiegelte sich auf seinen Mienen und in seinem Wesen. Er dankte ihr mit einer Wärme, wie er sie einer Fremden gegenüber sonst nie ausgab, für ihr Kommen und sprach ihr von dem Genuß, den sie ihm auch in Berlin bereitet habe.

Sie sah ihm mit ihrem lieblichsten Ausdruck in das hagere, harte Gesicht. Ja, er war der Typus eines stolzen Aristokraten, steif und förmlich, von einer abgemessenen Höflichkeit, die jedem zutheilte, was ihm gebührte; ihr ward reichlich viel zugetheilt, das fühlte sie deutlich. Wenn ihre Sicherheit, von der sie geglaubt, daß sie ihr unter der vielen Uebung schon zur zweiten Natur geworden sei, sie nur nicht verließ. Sie fühlte sich noch immer beklommen.

Aber Hertha belebte das steife Zeremoniell, Hertha schien wirklich glücklich über die Erfüllung ihres Wunsches, man fand sich mit einander zurecht. Ja, es kam sogar bei Tisch schon eine ganz animirte Unterhaltung in Gang. Mathilde erzählte von ihren reichen Erlebnissen, und der alte Herr hörte interessirt zu, schaltete Fragen ein und bekundete eine Theilnahme, wie man sie bei ihm für Künstlerfahrten wahrlich nicht vermuthet hätte.

Aber das war der Zauber dieser Persönlichkeit, sagte sich Hertha — auch sie erlag demselben, und natürlich jeder jüngere Mann rettungslos. Aller Wahrscheinlichkeit nach auch Mr. White, dem man sonst ebenfalls keine Empfänglichkeit für weibliche Reize zutraute. Wie alt mochte Mr. White sein? Hertha hatte schon öfter darüber gegrübelt, beim ersten Sehen hatte sie ihn als hohen Dreißiger taxirt, bei näherer Bekanntschaft war man geneigt, ihn für jünger zu halten. Warum die beiden sich nicht längst geheirathet hatten — daß er der berühmten Villany sehr nahe stand, brüderlich freundschaftlich — wie sie es hinstellte, wußte Hertha lange. Aber solche Künstlerin bewahrte sich wohl gern, so lange es anging, ihre Freiheit, und das mochte der Grund sein.

Es war gelegentlich die Rede von dem Neffen des Schloßherrn, Baron Albert. Mathilde überraschte die Tonart, in der von ihm gesprochen wurde, Herthas leichtes, übermüthiges Witzeln, des Alten Zurückhaltung. Es klang nicht, als ob man von einem so nahe stehenden und geliebten Menschen rede. Er wurde in einigen Tagen erwartet, und Mathilden war es lieb, daß sie Zeit gewann, sich hier erst einzuleben, ihre volle Ruhe und Sicherheit zurück zu erlangen.

Aber der Zufall spielte einmal wieder hinein. Am Abend nach der Tafel, als Mathilde neben dem alten Herrn in angelegentlichem Gespräch stand, in der geöffneten Thür, welche auf die Terrasse führte, so daß das rothe Licht der untergehenden Sonne voll auf ihre Gestalt fiel, wurden hinter ihnen die Flügelthüren aufgerissen, und das Klirren eines Degens verrieth einen unerwarteten Gast, der das Vorrecht hatte, unangemeldet einzutreten.

Der Hausherr wandte sich überrascht um, Mathilde blieb einen Moment unbeweglich, mit abgewandtem Gesicht; sie fühlte, wer es war, und erschrak und entrüstete sich über die wilden Schläge ihres Herzens. War sie eine so schwache Seele!

Albert, denn er war es, begrüßte den Oheim formell, dann Hertha, welche herzugetreten war, wärmer, Sie tauschten Scherzworte, er entschuldigte sich bei dem Onkel, daß er früher und unangemeldet komme, aber es habe mit dem Urlaub besser so gepaßt, da sei ja der Soldat gebunden.

Jetzt erst wandten sich alle drei dem Gaste zu. Diese blendende Gestalt im weißen Spitzenkleide, mit der Brillantnadel in dem blonden Haar, die da, vom rosigen Schein der Abendsonne umstrahlt, in der Thür stand und jetzt langsam den Kopf wandte — Albert fuhr plötzlich zurück, als der Onkel die Vorstellung bewerkstelligte. Die Villany! Er hatte sie gehört und gesehen in Berlin, im Konzertsaal, in beträchtlicher Entfernung, und die Aehnlichkeit mit der spurlos verschwundenen Geliebten, die ihm damals schon aufgefallen war, hatte ihm eine schlaflose Nacht gebracht. Er hatte doch im stillen seiner Jugendliebe nachgetrauert, das Verlorene

Der Leibarzt glaubte diesen Moment der Huldäußerung benutzen zu sollen und erwiderte deshalb:

„Königliche Hoheit machen mich glücklich durch diese gnädige Anerkennung und ermuthigen mich, eine Bitte vorzutragen, die mir schon lange am Herzen liegt. Mein Vetter in Marburg hat den thörichten Gedanken gefaßt, nach Island zu gehen, um da wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen, die ihn, den hessischen Professor der Chemie, doch gar nichts angehen. Die Familie ist sehr unglücklich über diesen Plan; alles Abreden hilft aber nichts, da mein Vetter nicht davon lassen will. So ist denn nun unsere einzige Hoffnung noch die, daß Königliche Hoheit den zu dieser Reise nöthigen Urlaub nicht ertheilen."

„Hm, hm! Wollen sehen!"

Etwa um dieselbe Zeit reichte Bunsen sein Urlaubsgesuch ein — und schon nach wenigen Tagen wurde ihm die Erlaubniß zur Vornahme seiner Reise ertheilt!

Im Schlosse Bernstorff

herrscht gegenwärtig reges Leben. Jeden Morgen sieht man den 81jährigen König Christian von Dänemark mit seinen beiden Töchtern, der russischen Kaiserin-Wittwe und der Prinzessin von Wales, einen Spaziergang im prächtigen Schloßparke vornehmen. Nicht minder als die erstaunliche Rüstigkeit des greisen Monarchen bewundert man die schöne Erscheinung der Prinzessin Alexandra, die, obgleich die älteste der drei Töchter, doch ihre jugendlichen Reize am längsten bewahrt hat. Auch die Kaiserin-Wittwe ist noch immer eine vornehme, stattliche Erscheinung, wenn auch die Sorgen tiefe Furchen in ihr Antlitz gezogen haben. Sonntags begiebt die Kaiserin sich gewöhnlich in die russische Kirche in Kopenhagen, während die Prinzessin von Wales ihre Andacht in der englischen Kirche verrichtet, um dann zusammen mit ihrer Schwester nach Bernstorff zurückzukehren. Besonders erregt der riesige Leibkosak, der die Kaiserin überall begleitet und beim Kutscher seinen Platz hat, die Aufmerksamkeit der großen Menge in Kopenhagen. Seine Brust ist mit zahlreichen Orden und Medaillen geschmückt, mit seinem mächtigen wallenden Barte und seiner Hünengestalt macht er einen imponirenden Eindruck, und aus seinem Leben werden viele romantische Episoden erzählt. So heißt es, er habe einmal auf Krim, während die Pferde der kaiserlichen Equipage in rasender Eile sich einem Abgrund näherten, durch seine Geistesgegenwart das Leben der Kaiserin gerettet, und seitdem habe die hohe Frau ihm befohlen, sie dauernd zu begleiten. Wenn die Kaiserin sich in Bernstorff aufhält, kommt zweimal jede Woche ein kaiserlicher Kourier direkt aus Petersburg mit Briefen und Depeschen. Auch dieser Kourier ist ein hochangesehener Beamter, der in einem der ersten Hotels eine Reihe von Zimmern bewohnt. Im Schloß Bernstorff ist der Raum so beschränkt, daß die Kaiserin sich mit zwei kleinen Salons begnügen muß, während die Dienerschaft in einem Zeltlager im Schloßpark installirt ist. Die Prinzessin von Wales, die neben ihrer Schwester wohnt, hat ebenfalls auch nur zwei kleine Zimmer zu ihrer Verfügung. Wenn das russische Kaiserpaar, wie man erwartet, nach Bernstorff kommt, müssen Prinz Waldemar und Prinzessin Marie, um für die hohen Gäste Platz zu schaffen, vom Schlosse fortziehen und in einer gegenüberliegenden Villa Wohnung nehmen. Der König Georg von Griechenland besitzt sein eigenes Palais in Kopenhagen und hat auch unweit Skodsborg eine prächtige Villa, wo er Aufenthalt nehmen wird. Das Gefolge der Gäste wird in verschiedenen Hotels Kopenhagens untergebracht, da in Bernstorff kein Plätzchen mehr übrig ist.

Kleine Chronik.

* Praktische Wohlthätigkeit. In der Reichshauptstadt und anderen großen Städten ist jetzt eine „Brockensammlung" eingerichtet worden, die bezweckt, Gegenstände, die in wohlhabenden Häusern zurückgestellt werden, für Arme zu verwerthen. Die Gegenstände, „Brocken" genannt, werden aus den Häusern, die dazu aufgefordert haben, abgeholt, werden sortirt, gereinigt, geflickt, und zum Verkauf gestellt für die Aermsten der Armen. Wie es dann hergeht, schildern die kürzlich zum ersten Male ausgegebenen Mittheilungen über die Brockensammlung. „Es tritt eine kräftige Gestalt in den Verkaufsraum. Der Mann kommt aus der nahe gelegenen Arbeiterkolonie, um sich für sein erspartes Geld auszustatten. Er hat Beschäftigung auf dem Lande gefunden und will noch am Abend abreisen. Die Einkäufe sind bald besorgt: Dunkler Rock und Weste aus gleichem Stoff 35 Pf., ein helleres Beinkleid 30 Pf., ein Hut 10 Pf., zwei Hemden à 15 Pf., 4 Paar Strümpfe à 5 Pf., macht zusammen 1,65 Mk. „Haben Sie nicht auch einen Handkoffer?" fragt er. — „Natürlich, man bekommt hier alles!" — Kostenpunkt? 25 Pf.! Die Gesammtschuld des Käufers beträgt also 1,90 M. Um die zweite Mark abzurunden, werden noch für 10 Pf. ein Paar Pantoffeln zugegeben, so daß der Kolonist jetzt für 2 Mark vollständig ausgestattet ist. — Ein anderes Bild: Mit verweinten Augen erscheint eine bleiche Frauengestalt. „Mein Mann ist gestorben, haben Sie wohl ein schwarzes Kleid? Es darf aber nicht viel kosten." — Bald ist ein noch guter schwarzer Rock mit Taille gefunden. Der Preis? Zusammen 60 Pf., denn Trauersachen sind hier am billigsten, weil auf die augenblickliche Nothlage der Trauernden besondere Rücksicht genommen wird. „Brauchen Sie auch einen Hut? Hier ist einer für 20 Pf. mit Schleier." Beides wird genommen und in gleicher Weise ein Paar Handschuhe für 10 Pf., sowie ein passender Umhang ebenfalls für 10 Pf. — Solche Wohlthätigkeit ist weniger demüthigend und weniger unzweckmäßig als manche bekanntere Form, in der sich sonst die Gutherzigkeit zu bethätigen liebt."

* Der unverblüffte Zeuge. Der Herr Rechtsanwalt stellte ein scharfes Kreuzverhör mit den Zeugen an. In dem Bestreben, alles Mögliche zu thun, um sie zu verwirren, verlangte er plötzlich, sie sollten „lauter sprechen". Der Letztaufgerufene beschloß, den Rechtsanwalt beim Wort zu nehmen; er antwortete auf die erste ihm gestellte Frage, wie er heiße, mit lautschallender Stimme: „John Brown, Herr-r-r-r!" „Ich vermuthe, Sie haben heut' Morgen getrunken?" sagte der Rechtsanwalt streng. „Ja, Herr-r-r-r", antwortete der Zeuge noch lauter. „Das dachte ich mir", sagte der Rechtsanwalt triumphirend. „Was haben Sie getrunken?" „Kaffee, Herr-r-r-r", schrie der Zeuge. Ein Gelächter aus dem Zuhörerraum brachte den Anwalt eine Zeit lang aus der Fassung; als sich die Heiterkeit gelegt hatte, fragte er: „Ich vermuthe, Sie hatten noch ein Bischen was Anderes in Ihrem Kaffe, nicht wahr?" „Ja Herr-r-r-r", war die Antwort. „Ah, nun kommen wir zur Sache!" sagte der Anwalt triumphirend zu den Geschworenen. „Nun, mein Guter, fürchten Sie sich nicht, sondern erzählen Sie den Geschworenen offen, was Sie in ihrem Kaffe hatten." Der Zeuge füllte seine Lungen für eine fürchterliche Anstrengung und donnerte: „Einen Löffel Herrrrr." Die Richter, die Geschworenen und die Zuhörer bogen sich vor Lachen, und der quälerische Anwalt verlor seinen Fall.

* Humor im Zuchthaus. Aus New-York wird der „Frankf. Ztg." geschrieben: „Doch den Humor ich nie verlor" können die Redakteure der Monatsschrift „Star of Hope" sagen. Diese erscheint im Staatsgefängniß in Sing-Sing und wird ausschließlich von Gefangenen redigiert, gesetzt und gedruckt. Das Blatt bringt nur Originalaufsätze, die mit der Nummer des betreffenden Autors unterzeichnet sein müssen. Witz und Humor scheinen auch hinter Gefängnißmauern zu blühen, denn der „Hoffnungsstern" enthält eine recht ansehnliche humoristische Ecke, in der sich in der letzten Nummer u. A. folgende Einfälle fanden: „Ein Pastor kam eines Sonntagsmorgens, um in der Gefängnißkirche Gottesdienst zu halten. Er verlor aber gleich nach den ersten Worten seiner Predigt das Zutraun seiner Zuhörer, denn er begann: Geliebte im Herrn, es thut mir wohl, so Viele von euch heute Morgen hier versammelt zu sehen." — „Tausch. Jemand, der den lebenslänglichen Nießbrauch eines kleinen, aber zweckentsprechend eingerichteten Zimmers in einem großen, massiv erbauten und gut ventilirten Hause hat, wünscht es gegen eine Decke, einen alten Hund und eine Höhle in dem unwirtlichsten Lande auf Gottes Erde zu vertauschen. Man adressire „Lebenslänglich", Expedition d. Bl. — „Tausch. Ich wünsche eine Guitarre, eine Mundharmonika, eine Decke, 47 Traktate und drei der besten Predigten von Talmage gegen einen Bohrer, eine gute Feile und ein dreißig Fuß langes Seil zu vertauschen. Näheres in der Expedition." — „Gute Geschäftsgelegenheit. Jemand der einen noch acht Jahre währenden Kontrakt, für den Staat Steine zu klopfen, hat, wünscht ihn ohne Entschädigung an eine andere Person zu übertragen. Der Kontrakt sieht für die denselben ausführende Person freie Kost und Logis, eventuell ärztliche Behandlung, sowie Fürsorge eines Seelsorgers, Alles gratis vor. Man melde sich schleunigst bei 2771."

Zeitgemäße Betrachtungen.

(Nachdruck verboten.)

Manöverbilder.

Im Zeichen der Manöver steht die Welt, — es rückt ja der September schon in's Feld, — der Landmann holt im Sommersonnenschein — den letzten Rest der Ernte flugs herein. — Des Sommers Tage fliehen pfeilgeschwind — und wieder über Stoppeln weht der Wind, — doch manövrirend auf den fernen Pfaden — zieh'n abertausend wackre Kameraden. — Der Zeiten Wechsel bringt ein ander Bild, — von neuem Leben ist die Flur erfüllt — wo eben noch erscholl der Sensen Klang, — da tönt in Bälde lust'ger Lagersang, — Wachtfeuer lodern in die Nacht hinaus, — die Regimenter rückten wieder aus, — manch' krieg'risch Schauspiel wird der Welt beschieden, — doch, Gott sei Dank, ists nur ein „Krieg im Frieden". — — Doch wenn auch uns des Friedens Sonne lacht, — der alte Mars ist trotzdem neu erwacht, — und zwischen Transvaal und dem Engeland — schürt übereifrig er den Feuerbrand. — John Bull hat lange schon manöverirt — am Ende wird ganz ernstlich allarmirt, — dann wird der alte Kriegsgott triumphiren — und die Konferenz im Haage ignoriren. — Betrachten wir die Welt uns hin und her, — Manöverspiele sehn wir täglich mehr, — es manövrirt mitunter in der Still, — Jedweder, der den andern schlagen will. — Manöverbilder, überreich an Zahl — bringt jede Reichstags- jede Landtagswahl, — doch dabei giebt es stets zu konstatiren: — Es ist nicht leicht, geschickt zu manövriren. — — Manöverbilder giebts auch in Paris, — dort lebt man nicht mehr wie im Paradies, — dort wird manch Einem schon das Herz so schwer, — dem „Häuptling" Guérin wird der Magen leer, — er wird belagert in der Rue Chabrol — doch dröhnen nicht Kanonen dumpf und hohl, — man sperrt ihm ab der Nahrung süße Labe — und zwingt per Magen ihn zur Uebergabe! — — In Frankreich wird noch eifrig manövrirt, — und Dreyfus wird noch immer prozessirt, — doch das Manöverbild, das wir hier sehn, — ist gar zu düster und durchaus nicht schön. — — Wir Deutschen feiern jetzt den Sedantag, — doch Frankreich droht ein zweiter Schicksalsschlag, — es ist sich selbst sein Niederlagsbereiter — und darin liegt des Falles Wucht.

Ernst Heit r.

Literarisches.

Sarah Bernhardt in Gesellschaft ihrer Lieblinge, einer Schlange und eines Tigers, führt die neueste Nummer (25) der „Modernen Kunst" (Verlag von Rich. Bong, Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart) in einer interessanten Abbildung vor, deren Betrachtung ganz eigenartige Gedanken über die „Seltsamkeit" der großen Schauspielerin erweckt. Auch wegen ihres sonstigen Inhalts kann die besonders schöne Nummer der prächtigen Zeitschrift dringend empfohlen werden. Von den durchaus vorzüglichen bildnerischen und textlichen Beiträgen erster Autoren und Künstler seien noch folgende besonders hervorgehoben: Ueber den Erzherzog Otto von Oesterreich und sein prächtiges Schloß Schönau; über Alexander Petöfi, den ungarischen Theodor Körner; über Spiegelphotographie. Auch der laufende Roman „Blonde Teufel" von Günther von Freiberg, sowie der sonstige novellistische Inhalt ist dem meisterhaften illustrativen Schmuck des Heftes ebenbürtig.

Verantwortlicher Redakteur:
Friedrich Kretschmer in Thorn.

Ist Zucker oder Eiweiß ein besseres Nahrungsmittel? In dem soeben erschienenen neuesten Hefte des „Archiv für Anatomie und Physiologie" veröffentlicht Prof. Dr. Frentzel, der erste Assistent des Professor Zuntz, interessante Mittheilungen über die Frage, ob Zucker oder Eiweiß rascher verdaut, d. i. resorbirt wird. Die Versuche wurden am Menschen angestellt, zum Theil in dem physiologischen Institut der Berliner landwirthschaftlichen Hochschule, zum Theil mit Unterstützung des Generalarztes Grasnick in der Kaiser Wilhelms-Akademie. Viele unserer hervorragenden Physiologen haben in der letzten Zeit die Ansicht vertreten, daß Zucker ein Nahrungsmittel sei, welches von dem Körper außerordentlich schnell aufgenommen wird, so daß der Zucker in Fällen, wo es sich darum handelt, den ermüdeten Muskeln rasch neues Kraftmaterial zuzuführen, wie bei Radfahrern, Ruderern und Bergsteigern, namentlich aber bei forcierten Märschen in der Armee, von sehr großer Bedeutung sei. Professor Frentzel hat nun durch eingehende Experimente nachgewiesen, daß diese Eigenschaft der raschen Verdaulichkeit auch dem Eiweiß innewohnt. Seine mit Zucker und zum Vergleich auch mit Tropon, dem bekannten, von dem Bonner Hygieniker Professor Finkler entdeckten Eiweißstoff, angestellten Versuche ergaben, daß das Tropon mehr noch wie der Zucker, schon in einer halben bis viertel Stunde nach dem Genuß in einer erhöhten Kraftleistung zur Geltung kam. Die Steigerung der Kraftleistung durch die Zufuhr von Eiweiß war also eine weit größere, als die Kraftleistung durch Zuckerzufuhr. Außerdem hielt die Wirkung des Tropons viel länger als die des Zuckers an. Professor Frentzel glaubt auf Grund seiner mit Hilfe des Mosso'schen Ergographen (Kraftmesser) ausgeführten Experimente zu weiteren praktischen Versuchen mit Eiweiß in allen jenen Fällen auffordern zu müssen, in denen es sich darum handelt, ermüdeten Muskeln rasch neues Kraftmaterial zuzuführen. namentlich empfiehlt er solche Versuche für die Armee. Da die Industrie bisher kein Präparat hergestellt hat, welches nicht wie Cakes und Zwieback sehr rasch zerbröckelt, so schlägt er den Versuch mit eiweißreicher Chokolade vor, wie auch er einen Theil seiner Versuche mit 50proz. Troponchokolade ausgeführt hat.

---

erhöhte sich ihm noch im Werth. Und diese Ungewißheit über ihr Schicksal, die Vorwürfe, die er sich selbst in seinem Gewissen zu machen hatte, schufen ihm viel Qual. Er hatte nie etwas über sie erfahren, von ihrem Bruder Heinz, der Liebesbote gewesen war, hörte er, daß jene Zusammenkünfte entdeckt und zu ihres Vaters Kenntniß gelangt waren, daß eine schreckliche Szene zwischen ihr und dem Vater vorgefallen sei — es war also alles zusammengekommen und über sie hereingebrochen.

Gott allein wußte, wie er damals gelitten hatte, welch schreckliche Bilder ihn peinigten, und wie dieses Erlebniß dazu beitrug, ihn aus dem sorglosen Leichtsinn aufzurütteln und zu vertiefen. Dazu dieser Bruder, dieses ewige Damoklesschwert über seinem Haupte. Er hatte ihn nicht wieder gesehen, aber Hans war bei dem Onkel gewesen, was war zwischen den beiden verhandelt worden?

Später, bei ruhigerem Blut, nahm Albert an, daß Hans eine endgiltige Abweisung vom Onkel erfahren, sich darunter gebeugt habe und in den fremden Welttheil zurückgekehrt sei — aber Gewisses wußte er darüber nicht.

Auch diese Aehnlichkeit, die ihn vor einem Monat so aufgeregt, hatte er sich zu erklären versucht. Es gab solche Naturspiele, und bei nahem Gegenüberstehen würde er die Verschiedenheit gefunden haben. Jetzt aber stand sie ihm nahe gegenüber, neigte sich kühl und maß ihn mit einem ganz fremden, kalten Blick. Er war kaum im stande, Haltung zu bewahren, seine Gesichtsfarbe war erdfahl geworden, das Zimmer drehte sich ihm im Kreise. Er hörte nur ein Brausen vor seinem Ohr, verstand nichts von dem, was der Onkel, was Hertha sagten, er wußte es nicht ob auch sie sprach. Er sah nur wie durch einen Nebel ihre reizvolle Gestalt, und wirr wogten die Gedanken durch sein Gehirn. War es möglich? Die Villany — und Mathilde — aber sie war es wirklich und leibhaftig, sein Auge und sein Herz täuschten sich nicht.

Herthas Stimme weckte ihn zuerst aus seiner Betäubung. Sie war dicht an ihn herangetreten und sagte jetzt halblaut:

„Was ist Ihnen? Sind Sie krank?"

Er nahm sich gewaltsam zusammen, des Onkels scharfes, durchbohrendes Auge ruhte auch auf ihm.

„Verzeihung," bat er, sich zu einem unbefangenen Lächeln zwingend, „es ist diese Frühlingsluft, ich bin scharf geritten, wollte eigentlich noch rechtzeitig zur Tafel kommen — mich faßte eben ein Schwindel."

Baron Jobst trat theilnehmend näher. „Du siehst schlecht aus," sagte er, „man soll Dir nachservieren, wenn Du vor dem Diner fortrittest, so wird Dein Magen sein Recht fordern."

Hertha lachte. „Armer Ritter von der traurigen Gestalt, also Hunger — das ist tragikomisch — aber ich kann Ihnen schönen Trost geben, da sind noch köstliche Hummer, soupe à la reine, und den Rehziemer haben wir nicht ganz vertilgt."

Der Hausherr hatte geschellt, der Diener erschien und erhielt seine Befehle, es wurde Albert erlaubt, sich zu entfernen, um sich erst im Speisesaal zu restauriren.

Von Scherzworten begleitet ging er und lehnte sich draußen taumelnd an den Thürpfosten.

Mathilde hatte der kleinen Szene mit der Miene äußerster Gleichgiltigkeit zugeschaut, seine Fassungslosigkeit erleichterte ihr ihre Rolle. Er mußte es wissen von der ersten Stunde an, sie waren einander völlig fremd. Die Vergangenheit war todt, sie war nicht mehr Mathilde Weiland, die Siebenzehnjährige, welche seinen leichten Schwüren Gehör lieh, sie war die berühmte Künstlerin Villany, und die Existenz jener war bis auf den Namen ausgelöscht. Ihr Puls war auch wieder normal, sein unerwarteter Anblick hatte sie einen Moment elektrisirt, jetzt war es vorüber, und nur das Interesse blieb, sein ferneres Verhalten zu beobachten.

Als Albert nach einer Weile gesammelt und erholt wieder eintrat, ward es eine allgemeine Unterhaltung, bei der ein Uneingeweihter keinerlei besondere Beziehungen hätte wittern können. Und doch waren drei von den Anwesenden bei keinem angeschlagenen Thema ernstlich bei der Sache, und der vierte war ein alter, wortkarger Mann, der unterhalten werden sollte. Die gesellschaftliche Schablone hilft da vortrefflich aus.

Am andern Morgen äußerte Mathilde den Wunsch, einen Spaziergang in der Umgebung des Schlosses zu machen. Sie hatte von den großartigen wirthschaftlichen Einrichtungen und Betrieben auf der Besitzung gehört und meinte, es würde sie interessiren, solch eine Musteranlage zu sehen, wenn sich auch gewiß manches dabei ihrem Verständniß entzog.

Hertha erklärte sich gleich bereit, sie zu führen. Sie hatte nicht so gut geschlafen in dieser Nacht wie sonst; ihr wälzte sich das große Räthsel, das diese Personen umgab, im Kopfe herum. Baron Alberts auffallendes Benehmen gestern Abend beim Anblick der Fremden weckte neue Vermuthungen. — Die Villany sah auch ein wenig bleich aus und hatte dunkle Schatten unter den Augen, sie erklärte aber, eine sehr gute Nacht gehabt zu haben und war lebhaft und liebenswürdig wie immer. Der Schloßherr war nie vor dem zweiten Frühstück für seine Gäste sichtbar, und man war gerade im Begriff, aufzubrechen, als Albert sich zu den Damen gesellte. Als er erfuhr, was man vorhatte, bat er um die Erlaubniß, sich anschließen zu dürfen.

Er sei freilich kein kundiger Führer, bemerkte er, denn es gehöre ja ein Studium dazu, um die Neuschöpfungen auf dem Gute in ihren Einzelheiten zu würdigen und zu verstehen, und ihm mangle die Zeit dafür, da der Dienst ihn in Anspruch nehme.

Albert war heute morgen ruhig und unbefangen. Es hatte aber Hertha gedünkt, als ob eine leichte Wolke des Unmuths über der Villany schöne Stirn geflogen sei, als Albert sich ihnen anschloß.

Sie verließen den Park und nahmen den Weg ins Dorf, an dessen Ende die Fabrik lag. Hertha erzählte, daß eine neue Erfindung in derselben gemacht sei, die, nutzbar geworden, reichen Gewinn versprach. Der alte Herr verstand es, sich bedeutende Menschen dienstbar zu machen, er hatte seine weitverzweigten Verbindungen überall, war im stande, reiche Geldmittel einzusetzen, und sein Geist erfaßte die fernsten Perspektiven. Man nannte ihn in der Gegend den Aktienbaron.

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung.

Das **Brennholz für die nachstehenden städtischen Institute** soll bis zum 15. Oktober cr. angeliefert werden.

1. Bürgerhospital 150 rm Kief.-Kloben I. Klasse,
2. Jakobs- „ 130 „ Kief.-Kloben I. Klasse,
3. Katharin.- „ 114 „ Kief.-Kloben I. Klasse,
4. Georgen- „ 100 „ Kief.-Kloben I. Klasse,
5. Rathhaus ca. 300 „ Kief.-Kloben I. Klasse

Summa 794 rm Kief.-Kloben I. Klasse.

Schriftliche Angebote auf die einzelnen Loose oder auf das ganze Quantum mit der Angabe der Preisforderung für 1 Klafter (4 rm) loco Institut, sind bis **Dienstag, den 5. September cr.**, Vormittags 9 Uhr an uns abzugeben, zu welcher Zeit die Eröffnung auf dem Oberförsterdienstzimmer im Rathhause stattfinden wird.

Die Anlieferungs-Bedingungen werden im Termin bekannt gemacht, können aber auch vorher im Bureau I eingesehen werden bezw. von demselben abschriftlich gegen Zahlung von 40 Pf. bezogen werden.

Thorn, den 26. August 1899.

Der Magistrat.

Bekanntmachung.

Das von uns angekaufte **Loewenberg'sche Grundstück** an der Culmer Chaussee soll in kleinen **Parzellen** zur landwirthschaftlichen Nutzung auf 11 Jahre vom 1. Oktober 1899 ab an Ort und Stelle verpachtet werden und haben wir hierzu einen Termin auf **Montag, den 11. September d. Js.** anberaumt. Versammlungsort: Vormittags 9 Uhr bei **Munsch** (Radfahrbahn).

Es sind nachstehende Parzellen gebildet worden:

Parzelle Nr. 1 0,42 ha od. ca. 2 Morg.
„ „ 2 0,5025 „ „ „ 2 „
„ „ 3 0,4902 „ „ „ 2 „
„ „ 4 0,3760 „ „ „ 1½ „
„ „ 5 0,4915 „ „ „ 2 „

Der Hilfsförster **Grossmann**, wohnhaft in Weißhof, wird auf vorheriges Ansuchen den Pachtlustigen die Parzellen an Ort und Stelle vorzeigen.

Die Verpachtungs-Bedingungen werden im Termin bekannt gemacht, können aber auch vorher im Bureau I des Rathhauses während der Dienststunden jederzeit eingesehen werden bezw. abschriftlich gegen Erstattung von 1 Mark Schreibgebühren bezogen werden.

Den Bedingungen gemäß ist sofort im Termin der Betrag der halbjährlichen Pacht als Bietungskaution an den anwesenden Gelderheber zu zahlen.

Thorn, den 15. August 1899.

Der Magistrat.

Täglicher Kalender.

1899.	Sonntag	Montag	Dienstag	Mittwoch	Donnerstag	Freitag	Sonnabend
September	3	4	5	6	7	8	9
	10	11	12	13	14	15	16
	17	18	19	20	21	22	23
	24	25	26	27	28	29	30
Oktober	1	2	3	4	5	6	7
	8	9	10	11	12	13	14
	15	16	17	18	19	20	21
	22	23	24	25	26	27	28
	29	30	31	—	—	—	—
November	—	—	—	1	2	3	4
	5	6	7	8	9	10	11
	12	13	14	15	16	17	18
	19	20	21	22	23	24	25
	26	27	28	29	30	—	—
Dezember	—	—	—	—	—	1	2
	3	4	5	6	7	8	9

Für Börsen- und Handelsberichte etc., sowie den Anzeigentheil verantwortl.: E. Wendel-Thorn.

Druck und Verlag der Buchdruckerei der Thorner Ostdeutschen Zeitung, Ges. m. b. H., Thorn.